

ARTHUR C.
CLARKE

GENTRY LEE

Nodus

Roman

**BASTEI
LÜBBE**



Das Buch

Erst in letzter Sekunde kann die wegen Verrats zum Tode verurteilte Nicole der grausamen, unmenschlichen Diktatur im Universum entkommen und in die geheimnisvolle Stadt New York fliehen. Eine Überraschung erwartet sie hier: Sie findet ihren Mann und ihre Familie wieder und erlebt glückliche, unbeschwerte Momente. Aber sie wird von ihren Peinigern verfolgt. Einzige Möglichkeit zur Flucht: die düsteren, gefährlichen Katakomben von New York . . .

Mit dem vorliegenden Buch endet der vierteilige *Rama*-Zyklus.

Die Autoren

Arthur C. Clarke, einer der berühmtesten und meistverkauften Sciencefiction-Autoren, wurde 1917 geboren und lebt heute auf Sri Lanka. Er hat zahlreiche internationale Auszeichnungen für seine Romane erhalten. Seine Zusammenarbeit mit Regisseur Stanley Kubrick bei dem Filmklassiker *2001 – Odyssee im Weltraum* schuf einen neuen Standard für Sciencefiction-Filme. In den USA präsentierte Clarke eine eigene Fernsehserie mit dem Titel *Arthur C. Clarke's Mysterious World*.

Als Heyne-Taschenbücher von Arthur C. Clarke liegen außerdem vor: *2002 – Odyssee im Weltraum* (06/3259) und 06/5203), *Odyssee 1010* (01/6680), *2060: Odyssee III* (01/7709), *Diesseits der Dämmerung* (01/8789), *Jenseits der Dämmerung* (01/8835, zusammen mit Gregory Benford).

Gentry Lee, Coautor des vorliegenden und der vorangegangenen Rama-Bücher, war Chefingenieur bei der NASA und in verantwortlicher Position beim Galileo-Projekt und der Mars-Mission der *Viking* beteiligt. Er entwickelte die Fernsehserie *Cosmos*. Als Heyne-Taschenbücher des Autorentams Arthur C. Clarke und Gentry Lee liegen außerdem vor: *Die Wiege der Zukunft* (01/7887), *Rendezvous mit Übermorgen* (01/8187), *Die nächste Begegnung* (01/8452).

Arthur C. Clarke
Gentry Lee

NODUS

Aus dem Englischen von
Roland Fleissner



BASTEI LÜBBE TASCHENBUCH
Band 24 388

1. Auflage: Dezember 2009

Vollständige Taschenbuchausgabe

Bastei Lübbe Taschenbücher
in der Verlagsgruppe Lübbe

© 1993 by Arthur C. Clarke and Gentry Lee

Titel der Originalausgabe: »RAMA REVEALED«

© für diese Ausgabe 2009 by Verlagsgruppe Lübbe GmbH & Co. KG,
Bergisch Gladbach

Alle Rechte an der deutschen Übersetzung von Roland Fleissner
liegen beim Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Titelillustration: Arud Drechsler

Umschlaggestaltung: Christin Wilhelm

Satz: Urban SatzKonzept, Düsseldorf

Gesetzt aus der Baskerville

Druck und Verarbeitung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-404-24388-4

Sie finden uns im Internet unter
www.luebbe.de
Bitte beachten Sie auch:
www.lesejury.de

Der Preis dieses Bandes versteht sich einschließlich
der gesetzlichen Mehrwertsteuer.

INHALT

PROLOG	7
ERSTES BUCH	
Die Rettung	17
ZWEITES BUCH	
Die Rainbow Connection	161
DRITTES BUCH	
Die Smaragdstadt	259
VIERTES BUCH	
Krieg in Rama	417
FÜNFTES BUCH	
Im Nodus	547

PROLOG

Dreißigtausend Lichtjahre vom Mittelpunkt der Galaxis entfernt, in einem der äußeren Spiralarme der Milchstraße, kreist langsam ein unauffälliges gelbes Einzelgestirn. Dieser Fixstern, die Sonne, benötigt 225 Millionen Jahre für den Umlauf auf ihrer Bahn. Als dieser Stern zum letzten Mal seinen derzeitigen Orbitalpunkt erreichte, hatten auf der Erde, einem kleinen blauen Satellitenplaneten der Sonne, gerade riesenhafte, Furcht einflößend starke Reptilien sich als dominante Spezies entwickelt.

Unter allen Planeten und anderen Zugehörigen in der ›Familie‹ dieser Sonne hat sich einzig auf der Erde jemals so etwas wie dauerhafte komplexe Lebensformen entwickelt. Nur auf diesem einen besonderen Planeten entwickelten sich Chemikalien zu einem Bewusstsein, das dann zu fragen beginnen konnte, je mehr es die Weitläufigkeit und die Wunder des Universums begriff, ob nicht vielleicht ähnliche wundersame Zufälle, wie jener, aus dem sie selbst entstanden waren, sich auch anderwärts ereignet haben könnten.

Schließlich, so argumentierten diese vernunftbegabten Erdlinge, gebe es allein in dieser Galaxis hundert Milliarden solcher Sterne. Und wir sind ziemlich sicher, dass wenigstens zwanzig Prozent dieser Sonnensterne Planeten in Orbitalbahnen besitzen, dass ferner außerdem eine kleine, aber signifikante Zahl dieser Planeten zu einem Zeitpunkt ihrer Entwicklung die atmosphärischen und thermalen Bedingungen aufwies, die zur Bildung von Aminosäuren und anderen organischen chemischen Stoffen führte, die eine *Sine-qua-non*-Voraussetzung für die Entstehung von Leben sind, das wir uns hypothetisch vor-

stellen können. Wenigstens einmal während der Erdgeschichte entdeckten diese Aminosäuren den Trick der Selbstvermehrung, und das Evolutionswunder war in Gang gesetzt, das schließlich zu menschlichen Wesen führte. Wie dürften wir uns zu behaupten anmaßen, dass eine solche Entwicklungskonsequenz einzigartig in der Geschichte des Universums gewesen sei? Die schwereren Atome, die für unsere Entstehung nötig waren, verschmolzen bei stellaren Katastrophen, wie sie sich seit Milliarden Erdenjahren in diesem ganzen Universum ereignen. Ist es also wahrscheinlich und glaubhaft, dass sich ausschließlich hier an diesem einzigen Ort diese Atome zu besonderen Molekülen verketteten und zu einer Intelligenz entwickelten, die imstande war zu fragen: »Sind wir allein?«

Die Menschen auf der Erde begannen ihre Suche nach Brüdern im Kosmos, indem sie Teleskope bauten, durch die sie ihre unmittelbaren Planetennachbarn sehen konnten. Als sich ihre Technologie dann weiterentwickelt hatte, wurden raffinierte Roboterraumsonden zu den anderen Planeten ausgeschickt, um zu erkunden, ob es dort Formen von Leben gebe. Diese Explorationen bewiesen, dass es in unserem Sonnensystem sonst nirgendwo intelligentes Leben gegeben haben kann. Wenn es ›da draußen‹ jemanden gibt, schlossen die Wissenschaftler auf der Erde, irgendeine uns ebenbürtige intelligente Spezies, mit der wir irgendwann einmal in Kontakt treten könnten, dann musste man sie jenseits des leeren Raumes suchen, der unser Sonnensystem von allen anderen Sternen trennt.

Am Ende des zwanzigsten Jahrhunderts menschlicher Zeitrechnung begann man auf der Erde mit riesigen Antennen den Himmel nach kohärenten Signalen aus dem ›All‹ abzusuchen, um herauszufinden, ob uns vielleicht andere intelligente Spezies Funkbotschaften zusandten. Diese Suche setzte sich über hundert Erdenjahre fort und verstärkte sich noch im frühen 21. Jahrhundert, in den halkyonischen Tagen friedlicher internationaler Zusammenarbeit der Wissenschaft, dann schwand

das Interesse in den letzten Jahrzehnten wieder, nachdem auch bei der vierten Einzelversuchsreihe systematischer Lauschversuche ins All keine Signale von ›Außerirdischen‹ festgestellt werden konnten.

Als im Jahre 2130 erstmalig das fremde zylindrische Objekt identifiziert wurde, das aus dem interstellaren Raum auf unser Sonnensystem zuraste, waren die meisten zum Denken befähigten Menschen zu dem Schluss gelangt, dass das Leben im Universum eine Seltenheit und *intelligentes* Leben, sofern es tatsächlich irgendwo außerhalb der Erde existierte, eine extrem rare Sache sein müsse. Denn wie sonst, argumentierten die Wissenschaftler, ließe es sich denn erklären, dass sämtliche unserer exakt geplanten und durchgeführten extraterrestrischen Forschungsbemühungen während des vergangenen Jahrhunderts zu keinerlei positiven Ergebnissen geführt haben?

Darum herrschte auf der Erde Bestürzung, als sich nach eingehenderer Untersuchung das Objekt, das 2130 in unser Sonnensystem eintrat, als unbezweifelbar künstlich und fremdartiger Herkunft herausstellte. Hier hatte man den unbestreitbaren Beweis dafür, dass in einem anderen Bereich des Universums höheres intelligentes Leben existierte – oder doch einmal existiert *hatte*. Als eine Raumfahrtmission auf neuen Kurs gesetzt wurde, um eine Begegnung mit diesem düsteren zylindrischen Weltraumungeheuer herzustellen, stellte sich heraus, dass das Objekt Dimensionen besaß, welche die der allergrößten Städte auf der Erde überstiegen, und die mit der Untersuchung befassten Kosmonauten stießen auf immer neue Rätsel und Wunder. Aber es gelang ihnen nicht, einige der fundamentalsten Rätsel dieses seltsamen fremden Raumschiffes zu lösen. Der Eindringling von den Sternen gab weder klare Hinweise auf seine Herkunft preis noch über seine Absichten.

Diese erste Expedition zur Erforschung von ›Rama‹ (so hatte man das gigantische zylindrische Objekt genannt, ehe man erkannt hatte, dass es sich nicht um einen natürlichen Körper,

sondern um ein außerirdisches Raumschiff handelte) katalogisierte das Objekt und erforschte und kartographierte auch das Innere. Nachdem diese Forschergruppe Rama wieder verlassen hatte, war das fremde Raumschiff um die Sonne gezogen, mit hyperbolischer Geschwindigkeit wieder aus dem Sonnensystem verschwunden, und die Wissenschaftler hatten sich an die Analyse sämtlicher bei dieser Mission gesammelten Daten gemacht. Einhellig war man der Überzeugung, dass die ersten menschlichen Besucher Ramas nicht auf die tatsächlichen Erbauer des rätselhaften Raumschiffes gestoßen waren. Eines allerdings stellte sich bei genauer Endanalyse heraus: Die Konstrukteure Ramas huldigten einem unumstößlichen Prinzip der Redundanz. Jedes kritische System und Hilffsystem verfügte über zwei Backups. Die Ramaner hatten eine Vorliebe für Triplizität. Also hielten die Wissenschaftler es für wahrscheinlich, dass bald zwei weitere ähnliche Raumschiffe nachfolgen würden.

In den Jahren kurz nach dem 2130er Besuch Ramas schossen auf der Erde die Erwartungen üppig ins Kraut. Wissenschaftler und natürlich die Politiker verkündeten, dass eine neue Ära der Menschheitsgeschichte begonnen habe. Die ISA (International Space Agency) entwickelte in Zusammenarbeit mit COG (dem Council of Governments) sorgfältig Pläne für den nächsten Besuch der ›Ramaner‹. Alle Teleskope waren in den Weltraum gerichtet und wetteiferten miteinander um den Ruhm, als erste Einzelperson oder als erstes Observatorium das zweite Rama-Raumschiff geortet zu haben. Doch es gab keine weiteren Beobachtungen.

Mitte der 2130er Jahre erstarb der erdweite Wirtschaftsboom, der sich in seinen späten Phasen teilweise aus der globalen Reaktion auf die Rama-Entdeckung gespeist hatte, ganz plötzlich. Die Erde torkelte in die gravierendste Wirtschaftskrise aller Zeiten, bekannt als das ›Große Chaos‹, und damit einher gingen anarchische Zustände und erdumspannende

Verarmung und Not. Während dieser Zeit der Trübsal wurden alle wissenschaftlichen Forschungsprojekte stillgelegt, und nachdem die Erdbevölkerung sich einige Jahrzehnte lang auf die Bewältigung ihrer heimischen Probleme konzentriert hatte, war das Erscheinen des unerwarteten, unerklärlichen Besuchs von den Sternen nahezu vergessen.

Im Jahre 2200 erschien ein zweiter zylinderförmiger Eindringling im Sonnensystem. Die Erdbevölkerung holte die alten Strategiepläne hervor, die man nach dem ersten Rama-Besuch entwickelt hatte, entstaubte sie und bereitete sich auf die Begegnung mit RAMA-II vor. Für diese Mission wurde eine Mannschaft von zwölf Personen ausgewählt. Kurz nach der Kontaktaufnahme berichteten die zwölf, das neue Rama sei fast völlig identisch mit seinem Vorgänger. Aber das Explorationsteam stieß auf neue Rätsel und Wunder, so auch einige fremdartige Wesen, konnte aber noch immer keine definitiven Antworten darauf finden, woher Rama kam und was es bezweckte.

Drei rätselhafte Todesfälle bei diesem Team lösten daheim auf der Erde große Aufregung und Besorgnis aus, wo man alle Stadien dieser Mission auf den Fernsehmonitoren verfolgte. Und als das gewaltige zylindrische Raumfahrzeug plötzlich eine Kursänderung vornahm und auf eine Bahn einschwenkte, die die Erde selbst bedrohte, entwickelten sich daraus Furcht und Schrecken. Widerwillig gelangten die führenden Staatsmänner der Erde zu dem Schluss, dass ihnen mangels weiterer Informationen nichts anderes übrigbleibe, als Rama-II potentielle feindselige Absichten zu unterstellen. Es durfte nicht zugelassen werden, dass das fremde Raumschiff auf der Erde einschlug, oder dass es auch nur nahe genug herankam, um irgendwelche Waffen, über die es möglicherweise verfügte, gegen die Erde einzusetzen. Es wurde entschieden, Rama-II zu vernichten, solange es sich noch in sicherer Entfernung befand.

Das Explorationsteam wurde zurückbeordert, doch drei Besatzungsmitglieder, zwei Männer und eine Frau, befanden sich

noch im Innern von Rama-II, als das fremde Raumschiff einem von der Erde aus gestarteten massiven Nuklearangriff auswich, an dem feindseligen Erdplaneten vorbeimanövrierte und mit hoher Beschleunigung das Sonnensystem verließ. Samt seiner ungelösten Rätsel und mit den drei menschlichen Passagieren an Bord.

Rama-II brauchte dreizehn Jahre bei relativistischer Geschwindigkeit für die Reise aus Erdnähe bis zu ihrem Bestimmungsort, einem gigantischen industriellen Werftkomplex namens The Node, der auf einem weit entfernten Orbit um den Stern Sirius lief. Die drei Menschen an Bord hatten zusammen fünf Kinder und bildeten eine Familie. Bei ihrer Erforschung ihrer wundersamen durch den Raum fliegenden Heimatwelt stieß die Familie wieder auf die außerirdischen Spezies, denen sie schon zuvor begegnet war. Als sie jedoch The Node erreichten, waren die Menschen bereits überzeugt, dass auch diese fremden anderen Spezies, genau wie sie selbst, nur Passagiere in Rama seien.

Die menschliche Familiengruppe blieb etwas über ein Jahr (Erdzeit) im Nodus. Während dieser Zeit wurde das Rama-Raumschiff überholt und für die dritte und letzte Reise zu unserem Sonnensystem ausgerüstet. Von dem ›Adler‹, einem nicht-biologischen Geschöpf der Nodalen Intelligenz, erfuhren sie, dass es die Aufgabe der verschiedenen Rama-Flüge war, so viele Informationen wie möglich über raumfahrende Spezies in der Galaxie zu sammeln und zu katalogisieren. Der ›Adler‹, mit dem Kopf, den Augen und dem Schnabel eines Adlers über einem anthropomorphen Körper, informierte sie auch dahingehend, dass Rama-III, das letzte Raumschiff, über ein perfekt konstruiertes Habitat mit erdidentischen Bedingungen verfüge, das zweitausend Menschen Platz biete.

Vom Nodus aus wurde ein Video zur Erde übertragen, in dem die unmittelbare Wiederkehr Ramas (Nummer III) angekündigt wurde. Ebenfalls wurde in dem Video erklärt, dass

eine hochentwickelte extraterrestrische Spezies beabsichtige, über einen längeren Zeitraum hinweg menschliches Verhalten zu beobachten und zu erforschen, und dass zu diesem Zweck zweitausend repräsentative Exemplare der Spezies Mensch zur Übernahme in Rama-III in eine Orbitalbahn um den Planeten Mars gebracht würden.

Rama-III unternahm den Flug vom Sirius zurück ins Sonnensystem mit einer Geschwindigkeit, die etwas mehr als halbe Lichtgeschwindigkeit betrug. Im Raumschiff schliefen die meisten der Angehörigen der Familiengruppe, die im Nodus gewesen war, in Spezialkokons. In der Marsumlaufbahn empfingen sie die anderen Menschen von der Erde, und das unberührte Erdhabitat in Rama wurde besiedelt. Die daraus entstandene Kolonie, der sie den Namen ›Neues Eden‹ gaben, war gegen die übrigen Bereiche des Raumschiffs durch dicke Mauern völlig abgeschottet.

Unverzüglich beschleunigte dann Rama-III auf relativistische Geschwindigkeit und raste aus dem Sonnensystem in Richtung des gelben Sterns Tau Ceti davon. Drei Jahre verstrichen ohne jeglichen äußeren Eingriff in die Angelegenheiten der Kolonie. Die Bürger von New Eden waren dermaßen mit sich selbst beschäftigt, dass sie dem ihre Kolonie umgebenden Universum kaum Beachtung schenkten.

Als eine Folge von Krisen die junge Demokratie belastete, die sich in dem von den Ramanern für die Menschen geschaffenen Paradies gerade zu entwickeln begonnen hatte, nutzte ein skrupelloser Shogun die Gelegenheit zur Machtergreifung und unterdrückte unerbittlich jegliche Opposition. Zu diesem Zeitpunkt floh einer der an der Rama-II-Expedition Beteiligten aus New Eden, und nahm Kontakt mit einem Symbiontenpaar einer fremdartigen Spezies auf, die in dem angrenzenden geschlossenen Habitat lebte. Seine Frau blieb in der Menschenkolonie zurück und versuchte, vergeblich, das Gewissen der Gemeinschaft wachzurütteln. Einige Monate später wurde sie ver-

haftet, des Hochverrats angeklagt und schließlich zum Tode verurteilt.

Als die Umweltbedingungen und die Lebensqualität in New Eden sich mehr und mehr verschlechterten, überfielen Truppen der Humankolonie die benachbarten Lebensräume im nördlichen Hemizylinder Ramas und begannen einen Vernichtungskrieg gegen das nicht-humane Symbiontenpaar. Inzwischen fuhren die geheimnisvollen Ramaner, von denen bislang nichts weiter als ihre grandiosen technischen Errungenschaften sichtbar geworden waren, in ihrer Beobachtung aus der Ferne fort und entdeckten, dass es nur eine Frage der Zeit sein könne, bis die Menschenkolonisten in Kontakt mit den höherentwickelten Spezies gelangen würden, die das Gebiet südlich der Zylindrischen See bewohnten ...

ERSTES BUCH

Die Rettung

»Nicole.«

Zunächst schien es, als wäre die leise mechanische Stimme Teil ihres Traums. Aber als ihr Name etwas lauter wiederholt wurde, fuhr Nicole erschrocken auf.

Furcht stieg in ihr auf. *Sie sind gekommen, um mich zu holen, dachte sie. Es ist früher Morgen. Und in ein paar Stunden werde ich sterben.*

Sie atmete langsam und tief durch und bemühte sich, die aufsteigende Panik zu unterdrücken. Sekunden später öffnete sie die Augen. Ihre Zelle war völlig dunkel. Bestürzt blickte sie sich nach der Person um, die ihren Namen gerufen hatte.

»Hier sind wir«, sagte sehr leise eine Stimme. »Neben deinem Ohr. Richard hat uns geschickt, um dir bei der Flucht zu helfen . . . aber wir müssen uns beeilen.«

Einen Moment lang glaubte Nicole, dass sie vielleicht noch träumte. Dann hörte sie eine zweite Stimme, ziemlich ähnlich, aber doch eindeutig eine andere. »Roll dich nach rechts, dann illuminieren wir uns.«

Nicole tat es. Neben ihrem Kopf standen auf der Pritsche zwei Figürchen, höchstens acht bis zehn Zentimeter hoch, beide weiblich. Sie glommen kurz von innen heraus auf. Das eine Figürchen hatte kurze Haare und trug die Rüstung eines Knappen aus dem Europa des 15. Jahrhunderts. Das andere Figürchen trug eine Krone und die lange Faltenrobe einer Königin aus dem Mittelalter.

»Ich bin Jeanne d'Arc«, sagte die eine.

»Ich bin Eleanor d'Aquitaine.«

Nicole überkam ein nervöses Lachen, und sie starrte die bei-

den Püppchen an. Sekunden später erlosch die innere Illumination der Roboter, und Nicole hatte sich wieder so weit gefasst, dass sie sprechen konnte. »Also hat euch Richard geschickt, um mir zur Flucht zu verhelfen?«, sagte sie flüsternd. »Aber wie wollt ihr das anstellen?«

»Wir haben bereits das Überwachungssystem sabotiert«, sagte die kleine Johanna stolz. »Und einen Garcia-Bioten umprogrammiert ... Der müsste in ein paar Minuten kommen und dich rauslassen.«

»Wir haben einen Grundplan für die Flucht und mehrere Ersatzpläne für den Notfall«, fügte Eleanor hinzu. »Richard hat monatelang daran gearbeitet – seit er uns fertiggebaut hat.«

Wieder musste Nicole lachen. Sie war völlig perplex. »Wirklich? Und dürfte ich euch fragen, wo sich mein genialer Gemahl in diesem Moment aufhält?«

»Richard befindet sich in eurem alten Versteck im Untergrund von New York«, antwortete Johanna. »Wir sollen dir sagen, dass sich dort nichts verändert hat. Und er überwacht unsere Bewegungen über Leitstrahl ... Ach, übrigens versichert Richard dir seine Liebe. Er hat nicht vergessen ...«

»Bitte bleib ganz ruhig«, unterbrach Eleanor, als Nicole automatisch hinter das rechte Ohr langte, um das Kitzelgefühl wegzukratzen. »Ich baue gerade deinen persönlichen Leitstrahl auf, und das belastet mich stark.«

Augenblicke später griff Nicole nach dem winzigen Instrumentpäckchen an ihrem Ohr und fragte kopfschüttelnd: »Und er kann uns auch *hören*?«

»Richard ist der Meinung, dass wir Vokalübertragungen nicht riskieren können«, sagte Eleanor. »Die könnten von Nakamura zu leicht abgefangen werden ... Aber Richard wird am Monitor überwachen, wo wir uns jeweils befinden.«

»Und jetzt könntest du aufstehen und dich anziehen«, sagte Johanna von Orleans. »Wir sollten bereit sein, wenn der Garcia kommt.«

Hören die Wunder niemals auf?, dachte Nicole, während sie sich über der primitiven Waschschüssel das Gesicht wusch. Flüchtig kam ihr der Gedanke, die beiden Roboter könnten Teil eines schlaunen Plans von Nakamura sein und dass sie bei einem Fluchtversuch getötet werden sollte. Doch dann sagte sie sich: *Unmöglich! Selbst wenn einer von Nakamuras Lakaien fähig wäre, solche Roboter zu bauen, so weiß doch niemand außer Richard genug über mich und Johanna und Eleanor . . . Außerdem, was macht es schon für einen Unterschied, ob ich bei einem Fluchtversuch umkomme? Meine Hinrichtung auf dem elektrischen Stuhl ist für acht Uhr festgesetzt.*

Sie hörte, wie draußen ein Biot sich ihrer Zelle näherte. Sie war noch immer nicht völlig davon überzeugt, dass ihre beiden kleinen Freundinnen die Wahrheit sagten, und richtete sich steif auf. »Setz dich wieder auf die Pritsche!«, befahl Johanna hinter ihrem Rücken. »Damit wir in deinen Taschen verschwinden können!« Nicole spürte, wie die Roboter über ihre Bluse heraufkrochen. Sie lächelte. *Du bist wirklich erstaunlich, Richard, dachte sie. Und ich bin außer mir vor Freude, dass du lebst.*

Der Garcia-Biot hatte eine Lampe und kam mit autoritärem Gehabe in die Zelle gestakt. »Kommen Sie mit, Mrs. Wakefield«, sagte er laut. »Ich habe Befehl, Sie in die Vorbereitungs-kammer zu bringen.«

Wieder überkam Nicole ein Gefühl des Schreckens. Der Biot verhielt sich eindeutig unfreundlich. *Was ist, wenn . . .* Doch ihr blieb keine Zeit, darüber nachzudenken. Der Garcia brachte sie mit unerbittlicher Eile aus der Zelle in den Gang. Nach zwanzig Metern kamen sie bei zwei regulären Biotenwächtern und einem menschlichen Offizier an, einem jungen Mann, den Nicole noch nie gesehen hatte. »Halt!«, brüllte der Mann ihnen nach, als sie gerade die Treppe hinaufsteigen wollten. Nicole blieb steif stehen.

»Du hast vergessen, den Transferschein abzuzeichnen«, sagte der Mann und hielt dem Garcia ein Papier entgegen.

»Ach ja«, sagte der Biot und trug schwungvoll seine ID-Nummer auf den Papieren ein.

Keine Minute später stand Nicole vor dem großen Haus, in dem sie monatelang in Haft gesessen hatte. Sie atmete tief die frische Luft ein, dann folgte sie dem Garcia auf dem Weg in die Central City.

»Nein!«, hörte Nicole Eleanor aus der Brusttasche. »Wir gehen nicht mit dem Bioten. Geh nach Westen. Auf die Windmühle mit dem Licht an der Spitze zu. Und du musst rennen. Wir müssen vor der Morgendämmerung bei Max Puckett sein!«

Das Gefängnis lag fast fünf Kilometer von der Farm von Max entfernt. Sie trabte in gleichmäßigem Tempo über die schmale Straße, ab und zu drängte sie einer der beiden Roboter dazu, rascher zu laufen, denn es war nicht mehr weit bis zum Tagesanbruch, und sie achteten exakt auf die Zeit. Anders als auf der Heimaterde waren die Übergänge von Tag und Nacht in New Eden nicht graduell, sondern abrupt. Es war finstere Nacht, und im nächsten Moment flammte die künstliche Sonne auf und begann ihre Minibahn über die Kuppel der Humankolonie.

»Noch zwölf Minuten bis zum Tag«, sagte Johanna von Orleans, als Nicole auf dem Radweg anlangte, den letzten zweihundert Metern vor dem Farmhaus Pucketts. Nicole war fast am Ende, doch sie lief weiter. Zweimal hatte sie bei dem Lauf durch die Felder einen dumpfen Schmerz in der Brust verspürt. *Eindeutig in mieser Kondition*, dachte sie und bedauerte, dass sie nicht in ihrer Haftzelle regelmäßig trainiert hatte. *Und außerdem so ungefähr fast sechzig Jahre alt.*

Das Haus war dunkel. Nicole blieb an der Vorderseite stehen, um wieder zu Atem zu kommen, und kurz darauf öffnete sich die Tür. »Ich warte schon«, sagte Max mit besorgtem Gesicht, was die kritische Situation nur noch stärker betonte. Hastig umarmte er Nicole. »Komm schnell mit!« Er ging rasch auf die Scheune zu.

»Auf der Straße waren bisher noch keine Polizeifahrzeuge«, sagte Max, sobald sie in der Scheune waren. »Vielleicht haben die bisher noch nicht entdeckt, dass du fort bist. Aber es geht jetzt um Minuten.«

Das Geflügel war im hinteren Teil der Scheune untergebracht. Die Legehennen in einer von den Hähnchen und der restlichen Scheune abgetrennten Abteilung. Als Max mit Nicole das Hennenhaus betrat, gab es einen gewaltigen Aufruhr, und die Hühner stoben wild durcheinander, gackerten, zeternten und schlugen wild mit den Flügeln. Der Gestank war fast zu überwältigend für Nicole.

Max grinste. »Ich vergesse immer wieder, wie widerlich Hühnerscheiße für andere riecht. Ich habe mich dran gewöhnt.« Er gab Nicole einen Klaps auf den Rücken. »Immerhin, es ist ein zusätzlicher Schutz für dich, und ich glaube nicht, dass du sie in deinem Versteck noch riechen wirst.«

Max ging in einen Winkel des Hühnerstalls, scheuchte etliche Hennen fort und kniete nieder. »Als Richard mir die kleinen komischen Roboter geschickt hat«, sagte er und schaufelte mit den Händen Streu und Hühnerfutter beiseite, »wusste ich zunächst nicht, wo ich dein Versteck bauen sollte. Aber dann fiel mir das hier ein.« Max hob einige Planken weg, und darunter war eine rechtwinklige Öffnung im Boden. »Und ich hoffe, dass es die richtige Entscheidung war.«

Er bedeutete Nicole, sie solle mitkommen, dann kroch er in das Loch. Auf Knien und Händen über die nackte Erde. Der Gang verlief einige Meter parallel zum Scheunenboden, dann bog er in einem scharfen Knick nach unten. Es war verdammt eng. Nicole stieß immer wieder gegen Max und gegen die Decke und die Wände aus Erde. Einzige Lichtquelle war die kleine Stablampe, die Max in der rechten Hand trug. Nach etwa fünfzehn Metern mündete der Tunnel in einem dunklen Raum. Max stieg vorsichtig die Strickleiter hinab, drehte sich um und half Nicole. Kurz darauf standen sie in der Mitte des

Gemachs; Max langte nach oben und knipste eine Glühbirne an.

»Nicht grad ein Palast«, sagte er, als Nicole sich umsah, »aber ich vermute, doch verdammt viel angenehmer als die Gefängniszelle.«

In dem Raum gab es ein Bett, einen Stuhl, zwei Borden mit Nahrungsmitteln, ein weiteres Bord mit elektronischen Buchdisks, einige Kleidungsstücke in einem offenen Schrank, die nötigsten Toilettensachen, einen großen Wasserbehälter (der wohl nur schwer durch den Zugangstunnel hereingebracht worden sein konnte) und in der anderen Ecke eine tiefe quadratische Latrine.

»Hast du das alles ganz allein gemacht?«, fragte Nicole.

»Klar«, sagte Max. »Nachts . . . die letzten paar Wochen lang. Ich konnte nicht riskieren, jemanden zu Hilfe zu holen.«

Nicole war gerührt. »Wie kann ich dir das je danken?«

»Indem du dich nicht erwischen lässt.« Max grinste. »Ich möchte nämlich ebenso wenig schon sterben wie du . . . Ach, übrigens, da . . .« Er gab Nicole ein elektronisches Lesegerät für die Buchdisks. »Hoffentlich magst du die Auswahl an Lektüre. Leitfäden über Schweinezucht und Geflügelhaltung sind zwar den Romanen deines Vaters nicht vergleichbar, aber ich wollte im Buchladen kein Aufsehen erregen.«

Nicole kam zu ihm und gab ihm einen Kuss auf die Wange. Leise sagte sie: »Max, du bist ein großartiger Freund. Ich weiß nicht, wie du . . .«

»Draußen ist es jetzt Tag«, unterbrach Johanna von Orleans aus Nicoles Hemdtasche. »Wir hängen laut Zeitplan zurück. Mr. Puckett, wir müssen unsere Rückzugsroute überprüfen, bevor du uns verlässt.«

»Ach was!«, sagte Max. »Schon wieder kriege ich Befehle von 'nem Roboter, der nicht länger ist als 'ne Zigarette.« Er zog Jeanne d'Arc und Eleanor aus Nicoles Tasche und platzierte sie hinter eine Erbsenkonserve auf dem oberen Bord. »Seht ihr

die kleine Tür? Dahinter ist ein Rohr . . . es mündet direkt hinterm Schweinetrog . . . wollt ihr mal nachprüfen?«

Während der paar Minuten, in denen die Roboter fort waren, informierte Max Nicole. »Die Polizei wird überall nach dir suchen«, sagte er. »Besonders hier, weil bekannt ist, dass ich mit euch befreundet bin. Also werde ich den Zugang zu dem Versteck dichtmachen. Du hast hier alles, um mindestens ein paar Wochen durchzuhalten . . .

Die Roboterchen können ungehindert raus und rein.« Max lachte. »Außer natürlich, meine Schweine fressen sie versehentlich auf. Sie sind dein einziger Kontakt zur Außenwelt. Sie werden dir sagen, wann es so weit ist, die zweite Phase des Fluchtplans anzugehen.«

»Also sehe ich dich nicht mehr?«

»Jedenfalls ein paar Wochen lang nicht«, erwiderte Max. »Es ist zu gefährlich . . . Noch etwas, wenn die Polizei sich hier auf dem Hof aufhält, muss ich dir den Strom abschalten. Zum Zeichen, dass du dich ganz besonders still verhalten musst.«

Eleanor von Aquitanien war auf dem Bord neben der Erbsendose erschienen. »Unser Ausgang ist hervorragend«, verkündete sie. »Jeanne bleibt für einige Tage weg. Sie beabsichtigt, das Habitat zu verlassen und mit Richard Verbindung aufzunehmen.«

»Und ich muss jetzt ebenfalls weg«, sagte Max. Er zögerte. »Aber vorher muss ich dir noch etwas sagen, meine liebe, verehrte Freundin . . . Wie du wahrscheinlich weißt, war ich mein Leben lang ein verdammt zynischer Kerl. Es gibt nicht viele Menschen, die Eindruck auf mich machen. Aber *du* hast mich überzeugt, dass wenigstens ein paar von uns höhere Tiere sind als Hühner und Schweine.« Max lächelte. »Nicht viele«, setzte er rasch hinzu, »aber immerhin ein paar.«

»Ich danke dir, Max«, sagte Nicole.

Max ging zur Leiter, wandte sich noch einmal um und winkte, bevor er hinaufstieg.

Nicole setzte sich auf den Stuhl und atmete tief durch. Aus den Geräuschen, die durch den Tunnel kamen, schloss sie, dass Max droben den Zugang zu ihrem Versteck verschloss, indem er die großen Säcke Hühnerfutter direkt auf das Einstiegsloch stapelte.

Also, was nun?, fragte sie sich. Sie machte sich klar, dass sie in den fünf Tagen seit dem Ende des Prozesses kaum an etwas anderes gedacht hatte als an ihren Tod. Nun, da die Furcht vor der unmittelbaren Hinrichtung nicht mehr alle ihre Gedanken beherrschte, konnte sie sie unbefangen umherschweifen lassen.

Zuerst dachte sie an Richard, ihren Ehemann und Partner, von dem sie jetzt schon fast zwei Jahre lang getrennt war. Sie erinnerte sich deutlich an den letzten gemeinsamen Abend, eine grässliche Orgie von Mord und Zerstörung; und dabei hatte alles so hoffnungsvoll mit der Hochzeit ihrer Tochter Ellie und Dr. Robert Turner begonnen. *Aber Richard war sicher, dass auch wir auf der Todesliste standen*, erinnerte sie sich. *Und damit hatte er wahrscheinlich recht . . . weil er floh, erklärten sie ihn zum Staatsfeind und ließen mich in Ruhe. Zunächst.*

Und ich dachte schon, du bist tot, Richard. Ich hätte größeres Vertrauen zu dir haben müssen . . . aber wie bist du bloß wieder in New York gelandet?

Wie sie so da auf dem einzigen Stuhl in ihrem unterirdischen Versteck saß, verkrampte sich ihr das Herz vor Sehnsucht nach der Nähe ihres Mannes. Sie lächelte, während ihr ein paar Tränen über die Wangen liefen und sie die Erinnerungen überkamen. Zuerst sah sie sich selbst wieder in dem Bau der Avianer in Rama-II, Jahre und Jahre war das her, und sie war eine Weile die Gefangene der fremdartigen vogelhaften Geschöpfe, deren Sprachäußerungen ein Schnarren und Kreischen waren. Und Richard hatte sie dort gefunden. Er hatte sein Leben riskiert und war nach New York zurückgekehrt, um sich zu vergewissern, dass sie nicht doch noch am Leben sei.

Ohne ihn wäre Nicole für alle Zeit in New York verloren gewesen und verschollen.

Während sie nach einem Fluchtweg quer über das Zylindrische Meer und nach Möglichkeiten suchten, zu ihren Kosmonautenkollegen von der *Newton* zurückzukehren, waren Richard und sie ein Paar geworden. Und während sie jetzt an ihre ersten Tage der Liebe zurückdachte, war Nicole zugleich amüsiert und überrascht, dass sie dabei eine so starke Erregung verspürte. *Wir haben gemeinsam den Atomangriff überlebt. Wir haben sogar meinen schiefgelaufenen Versuch durchgestanden, eine genetische Variante in unseren Nachwuchs einzubringen.*

Nicole wand sich vor Scham darüber, wie naiv sie damals, vor so vielen Jahren, gewesen war. *Aber du hast es mir verziehen, Richard, und das kann nicht leicht für dich gewesen sein. Und dann, als wir im Nodus waren, bei den Design-Sessions mit dem Adler, sind wir einander nur noch nähergekommen.*

Aber wer oder was war eigentlich diese Adlergestalt?, überlegte sie, plötzlich abgelenkt. *Und wer oder was hat ihn geschaffen?* Vor ihr tauchte das deutliche Bild der bizarren Kreatur auf, die ihr einziger Kontakt gewesen war, während im Nodus das Rama-Raumschiff umgerüstet wurde. Das fremdartige Wesen mit dem Kopf eines Adlers und einem Leib ähnlich dem eines Menschen hatte ihnen gesagt, er sei ein hochentwickeltes Konstrukt von künstlicher Intelligenz und speziell für den Umgang mit Menschen abgestimmt. *Seine Augen waren unglaublich,* erinnerte Nicole sich. *Beinahe mystisch. Und ebenso durchdringend wie die von Omeh.*

Ihr Urgroßvater Omeh hatte die grüne Robe des Stammeszaubers der Senoufo getragen, als er Nicole in Rom aufsuchte, zwei Wochen vor dem Start der *Newton*. Sie war Omeh vorher nur zweimal begegnet, beide Male im Heimatdorf ihrer Mutter an der Elfenbeinküste. Das erste Mal, während der Poro-Zeremonie, als Nicole sieben Jahre alt war, und dann drei Jahre später bei der Bestattung ihrer Mutter. Jedes Mal hatte Omeh Nicole bei diesen kurzen Begegnungen darauf vorzube-

reiten begonnen, dass ihr – wie der alte Zauberer sagte – ein außergewöhnliches Leben vorbestimmt sei. Omeh war es gewesen, der hartnäckig die Überzeugung verfochten hatte, dass Nicole eindeutig die Frau sei, die nach den alten Prophezeiungen der Senoufo-Überlieferung ›die Saat ihres Volks *bis zu den Sternen* verbreiten‹ werde.

Omeh, der Adlerköpfige, auch Richard, dachte Nicole. *Was für eine Kombination, um es bescheiden auszudrücken.* Das Gesicht Henrys, des Prinzen von Wales, gesellte sich zu den anderen drei Männern, und Nicole dachte flüchtig an die heftige, leidenschaftliche Liebesaffäre mit Henry, kurz nachdem sie ihre Olympia-Goldmedaille gewonnen hatte. In Erinnerung an die Zurückweisung danach zuckte sie zusammen. *Aber ohne Henry*, mahnte sie sich, *hätte es für mich auch Genevieve nicht gegeben.* Aber während sie sich an die Liebe erinnerte, die zwischen ihr und ihrer Tochter auf der Erde bestanden hatte, schaute sie zu dem Bord auf der anderen Seite ihres Zimmers hinüber, auf dem die elektronischen Bücher lagen. Sie ging hinüber und las die Titel. Kein Zweifel, Max hatte ihr tatsächlich etliche Handbücher über Schweinezucht und Hühnerhaltung bereitgestellt. Aber das war nicht alles. Wie es aussah, hatte er ihr seine ganze Privatbibliothek gegeben.

Sie musste lächeln, als sie einen Band ›Märchen‹ fand, ins Lesegerät schob und die Geschichte vom Dornröschen suchte. Und als sie dann laut las: »Und so lebten sie glücklich, und wenn sie nicht gestorben sind . . .« überkam eine andere Erinnerung sie, diesmal aus ihrer Kindheit, als sie vielleicht sechs, sieben Jahre alt gewesen war. Sie saß in ihrem Haus in Chilly-Mazarin, einem Vorort von Paris, auf dem Schoß ihres Vaters.

Als ich ein kleines Mädchen war, wollte ich so gern auch eine Prinzessin sein und glücklich bis ans Ende meiner Tage leben, dachte sie. *Wie hätte ich damals ahnen können, dass neben meinem Leben sogar die Märchen fade und langweilig erscheinen müssen . . .*

Sie legte die Buchdisk auf das Bord zurück und setzte sich wieder auf den Stuhl. *Und nun, dachte sie und schaute in der Kammer umher, als ich schon glaubte, dass dieses mein unglaubliches Leben vorbei ist, sieht es so aus, als würde ich doch noch ein paar Tage geschenkt bekommen.*

Und dann dachte sie wieder an Richard und daran, wie heftig, sie sich danach sehnte, ihn zurückzuhaben. *Wir haben so vieles gemeinsam erlebt, mein Richard. Und ich wünsche mir so sehr, dass ich dich wieder spüren kann, dein Lachen hören kann, dein Gesicht sehen kann. Aber wenn es nicht sein soll, so will ich mich nicht beklagen. Mein Leben war auch bisher schon reich an Wundern.*